

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wie geht es den Kelchen?	83

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 6.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

inseraten - Annahme durch die Anzeigenverwaltung der Wochenschrift "Die Zukunft" (Alfred Weiners)
 Berlin SW. 48, Friedländerstr. 207. Fernspr. 242.8740 u. 9757
 (s. z. vorletzte Umschlagseite).

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12453.

Telegramme: Sarnossbank.

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Presseprecher: Stolteplatz 9631-9635.

Stahlkammer mit Safenanlage.

Dr. Hoffbauer's (ges. gesch.) Johimbïn-Tabletten

mit 0,006 Johimbïn. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräftigend.

10 Tabletten = 2,25 M. || 50 Tabletten = 7,50 M. || 200 Tabletten = 27,— M.

25 Tabletten = 4,— M. || 100 Tabletten = 13,50 M. || 500 Tabletten = 50,— M.

Literatur versendet gratis: **Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Strasse 74.**

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Berlins bestes und billigstes Hausbrandbrikett!



Berlin, den 9. Januar 1915.

Wie gehts den Feinden?

„Vers le succès final!“

Seit vier Monaten ist ein schmaler, doch der wirthschaftlich wichtigste Theil der Französischen Republik, das unseren Bezirken am Niederrhein und an der Ruhr vergleichbare Industriegebiet Frankreichs, in der Gewalt des deutschen Heeres. Alle Versuche, den Eindringling aus dem Land zu werfen oder um eine beträchtliche Strecke zurückzudrängen, sind, auch an den Tagen, die seine Reihen gelichtet sahen, mißlungen. Gerechtigkeit fordert das Zugeständniß, daß diese Versuche nirgends bisher mit voller Kraft gewagt wurden (weil der Offensivgeist lahm geworden ist oder weil General Joffre, den die Landsleute den Menschenparmeister nennen, die hunderttausend Mann, die, nach seiner Schätzung, der Durchbruch kosten würde, noch nicht opfern wollte?); fordert ferner die Erwähnung der Thatsache, daß auch den deutschen Kriegern die Sprengung der Schutzmauer noch nicht gelang. Immerhin: ein der Republikanerwirthschaft unentbehrlicher Theil des Landes, der zu Werthzeugung kräftigste, ist vom Feind besetzt, von Monaten wilder Kämpfe verwüstet; aus einer reichlich zinsenden Arbeitsstätte ein ertragloser Kriegsschauplatz geworden. Dennoch reden und schreiben die Franzosen, als sei der Sieg ihnen gewiß, dem Zweifel entrückt und ihr Wille habe selbstherrlich des Friedens Bedingungen zu heischen. „Wir werden ohne Erbarmen kämpfen, bis ein im weitesten Sinn siegreicher Friede die endgül-

tige Befreiung Europas verbürgt. Der unerwartete Aufschwung unseres Nationalgefühles hat die Deutschen aus trunkenen Siegelträumen gerissen. In Eintracht mit unseren Bundesgenossen werden wir, die den Frieden wollten, nun den Krieg bis ans Ende führen und die Waffen erst senken, wenn die Rechtschändung gestraft, wenn der heldenmüthige Belgierstaat in seinem Wirthschaftleben und in seiner politischen Selbständigkeit ganz wiederhergestellt, der preußische Militarismus gebrochen ist, unserem Vaterland die ihm geraubten Provinzen für immer einverleibt sind und auf eherner Gerechtigkeit ein erneutes, endlich zu reinem Leben reifes Europa gegründet werden kann. Dieser Kriegsplan, dieser Friedensplan kommt nicht etwa aus überschwingender Hoffnung. Nein: wir haben die Gewißheit des Sieges.* So sprach, im Sitzungssaal des Bourbonenschlosses, Herr Viviani, Ministerpräsident und Sozialdemokrat. Freilich sagte er auch: „Bis der Tag endgiltigen Sieges anbricht, ist noch harte, ist vielleicht noch lange Arbeit zu leisten. Stählen wir zu solcher Leistung unseren Willen und unseren Muth! Unser Volk, der Erbe der ungeheuerster Ruhmeslast, die je auf einer Nation lag, ist zu jedem Opfer bereit.“ Das darf ein Franzos, wenn er zuvor den Mund recht mit Phrasenfutter füllte, sagen. Sagt's ein boche, so ist's ein unverkennbares Angstzeichen. Drei Tage vor der Rede des Herrn Viviani hatte ich hier gemahnt: „Die Flamme deutscher Zuversicht darf in Frost und Sturm, in Schnee und Schlamm nicht verlöschen. Für den längsten Weg durch schwieriges Gelände, nicht für kurzen Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu bereiten, ist unsere Pflicht. Die verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah, und zu bergen, daß nie mit so grimmem, so inbrünstigem Eifer gegen uns alle Erdschollen ausgewählt wurden wie an der Schwelle des Jahres. Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft.“ Ungefähr so hat's, nur in anderen Worten, dann im Neujahrsgruß des Kaisers und manches Armeeführers gestanden; auch im Evangelium des Renatus Viviani. Thut nichts. Meine Sätze wurden flink gefälscht und in Duzenden französischer Meinungskänken verhökert. „Herr Harden, der leibhaftige Kriegsbliß, der vor ein paar Wochen uns und unsere Genossen ins Preußenjoch geschmiedet sah, ist traurig geworden und blickt düster in die Welt. Der Traum von deutscher Hegemonie

ist zerronnen. Ja, Herr Harden, nun werden auch Sie einmal das harte Geschick des Siegers kennen lernen. Seien Sie, Alle da drüben, sicher, daß es in seiner ganzen Härte walten wird; damit Sie nicht mehr beißen können, werden wir Ihnen einen Maulkorb aufzwingen.* (Le Figaro.) Im „Temps“ und im „Petit Journal“, dessen Leiter, Herr Vichon, am Quai d'Orsay, so lange er das Willenswerkzeug der Tardieu und Herbette, Clemenceau und Briand war, tauglicher schien als jetzt in der Rue Lafayette, im „Courrier de l'armée“ und auf manchem anderen Blatt stand Uehnliches. Vor dem Krieg hörte ich oft Franzosen stöhnen: „Die deutsche Presse fälscht unsere Worte und gründet auf die gefälschten Texte verurtheilenden Richterspruch.“ Wie aber, Träger der ungeheuersten Ruhmeslast, handeln Eure würdigen Häupter? Einen Fälscherkniff mußte ich neulich entschleiern; heute folgt der zweite. Ich hatte geschrieben: „Die Pflicht verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah.“ Sie übersehen: „Nous sommes terriblement loin de notre but.“ Deutsch: „Wir sind unserem Ziel entseztlich fern.“ Ich hatte geschrieben: „Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft.“ Sie übersehen: „Il faut que l'Allemagne soit prête au pire sort qui l'ait jamais frappée.“ Wörtlich: „Deutschland muß sich auf das schlimmste Schicksal vorbereiten, von dem es jemals heimgesucht ward.“ Gehts wirklich nicht ohne so schädigen Trug? Ich habe nie gewünscht noch gar verlangt, daß Frankreich, England, Rußland ins Preußenjoch geschmiedet werde. Den Begriffsinhalt des Hegemonenrechtes, in dem Franzosen und Briten lange genug wohnten, anders gefaßt als Eure unklugen Artfiker. Aber auch vor neuer Franzenherrschaft in Deutschland nicht zittern gelernt. Was ich vermag, ist und soll geschehen, um Deutschlands Krieger und Bürger vor lähmender Enttäuschung vom Glauben an nahen Sieg, von dem Wahn, das Schwerste sei überstanden und nur Kleinram noch übrig, zu bewahren. Weissagung des Kriegsausganges ist unnützlich. Gescheiter als die Viviani, Vichon & Co. dünkt mich der französische Diplomat, der zu sagen pflegte: „Ich bin weder Optimist noch Pessimist, sondern will nur deutlich sehen, was ist.“ Dem Boden seiner Heimath scheint dieses Streben enturzelt zu sein.

In solche Vermuthung zwingt uns jede Rede, jede Zeitung, die über den Wasgenwald zu uns gelangt. „Fast heimlich hat,

mit gebeugtem Haupt und finsternem Blick, der Kaiser seine Hauptstadt verlassen. Er wählte stille Straßen, damit kein Auge auf seinem Antlitz die Spur des Kummers sehe. Er weiß, daß seine Armeen, trotz den Berichten des Generalstabes, nicht siegen. Er spricht nicht mehr von Weltherrschaft, sondern nur noch vom Kampf ums Dasein des Deutschen Reiches. Wie anders klingt jetzt die Glocke! Seit den Schlachten an der Marne ist die Furcht vor Deutschland aus der Welt geschwunden. Der deutsche Krieg wird mehr und mehr ein dynastischer. Um jeden Preis soll, so lange es irgendwie möglich ist, das Ansehen des Kaisers gewahrt werden. Die große Heeresaufgabe und der Generalstabsplan werden pfiffiger dachten Glanzstücken und Ueberfallsversuchen geopfert, die der Sensationenslust Nahrung geben und gestatten, Berlin mit Fahnen zu schmücken. Dann ist das Volk wieder für eine Stunde betäubt. Wenn das deutsche Heer in wirren Haufen aus Po'len flieht: was wird die Theaterphantasie des Kaisers dann ersinnen, um das Volk noch einmal zu blenden und das schwere Geständniß der Niederlage aufzuschieben? Das Publikum erwartet einen glücklichen Ausgang. Was wird es sagen, wenn es auf der Bühne die Leichen geschichtet sieht? Der Verfasser der Tragoedie wird in fürchterlicher Lage sein... Den Berlinern ist befohlen worden, in der Weihnacht sich vergnügt zu zeigen. Wie schwer muß ihnen diese erzwungene Lustigkeit werden! Trotz aller Leichtgläubigkeit ahnen viele doch die Katastrophe, die ihnen droht. Die weit geöffneten Nachlokale, das Gesaus in den Schänken, das Begröhl der Trunkenen und das Gebrüll der Lärmmacher müssen die Angst der Nüchternen noch steigern. Mögen die Berliner sich mit Aufschnittsleisch stopfen, mit Bier betäuben, die Propfen des eingeschmuggelten Champagnerweines springen lassen, aus falschen Meldungen Trunkenheit schlürfen und im Rauschtraum des Prahlers das eroberte Calais, das beschossene London, das brennende Paris erblicken: was für die Zehne zu zahlen ist, wird auf der Rechnung stehen, die wir ihnen vorlegen werden... Nach den letzten Berichten haben die Russen Hunderttausende, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, gefangen. Das sind unbestreitbare Ergebnisse, die beweisen, welche Erfolge das Russenheer hatte. Daß der Generalstab, dessen Geländekenntniß höchste Bewunderung verdient, die günstigsten Stellungen aussucht, dürfen wir erwarten. Da er die feindlichen Kräfte

allmählich vernichtet, bereitet er der gemeinsamen Sache den Sieg. In Belgien wird die Missethat der Frauen und Kinder, die Brandstiftung in den Städten, die Zerstörung der öffentlichen Denkmale, die Ausplünderung der Privathäuser von der höchsten deutschen Heeresbehörde gebilligt. Niemals wird ein Strahl diese Henkerhirne erleuchten. Nur die Strafe werden sie verstehen. Englische Schiffe und Marinesoldaten haben einen kühnen Angriff auf Cuxhaven gewagt, den großen deutschen Kriegshafen, der die Elbmündung beherrscht und dessen Thor von der Insel Helgoland aus vertheidigt werden soll. Die deutsche Flotte ist in ihren Häfen also nicht mehr sicher; bis in ihre Schlupflöcher wird sie von den Engländern gefährdet. Vielleicht entschließt sie sich nun, frische Luft zu athmen und das Treffen zu wagen, dem sie bisher auszuweichen verstand. Im ganzen Deutschen Reich hat der Angriff auf Cuxhaven starke Unruhe gestiftet. Der durch die Beschlezung, durch Kreuzer, Zieger, Unterseeboote bewirkte Schaden wird sorgsam verheimlicht. Ueberall aber hört man bittere Urtheile über die Unwirksamkeit der in die deutschen Buchten gestreuten Minen, die den britischen Schiffen nicht im Geringsten zu Schaden vermochten.“ (Le Figaro.)

Trotzdem Deutschland unruhig, ängstlich, der Verzweiflung nah ist, späht die des Sieges gewisse Republik nach neuen Helfern aus. Der Einmarsch italischer Bersaglieri in Valona wird, als das Begräbniß einer österreichischen Hoffnung und als das Vorzeichen größerer Thaten, von Jubelchören begrüßt. „Durch den Kanal von Otranto hat Italien seine Flotte in den herrlichen, den Oesterreichern nun verlorenen Häfen geschickt und gebietet jetzt über die Adriapforte, die Prinz Wilhelm von Wied bewachen sollte. Wir nehmen die Nachricht als ein Glück verheißendes Vorspiel all der Erfolge, die Deutschland von seinem neuen Botschafter in Rom erhofft.“ (Akademiker Denys Cochin.) Japan? „Eine japanische Armee könnte nur auf dem russischen Landweg oder auf dem britischen Wasserweg nach Europa kommen. Wird Rußland, um die Masse seiner Krieger zu mehren, die Sibirische Eisenbahn anbieten? Wird England nicht fürchten, in Indien die Ruhe seiner Herrschaft zu gefährden? Wir müssen unsere Bundesgenossen, deren Einfluß in Tokio breiter als unserer ist, von der Nothwendigkeit des Japanerbestandes überzeugen.“ (Herr Jubet im Eclair.) „Ich habe immer rasche und gründliche Verhandlung mit den Japanern ge-

fordert und freue mich, daß sie im Gang ist. Wir dürfen uns keiner Selbsttäuschung hingeben. Deutschland wird seinen letzten Mann und seine letzte Mark opfern, um dem ihm drohenden Verhängniß zu entgehen. Nur unter unwiderstehlichem Zwang wird es die Waffen strecken. Der ungeheure Menschenverlust hat es geschwächt. Der Zusammenbruch seiner Strategenpläne hat ihm die Zuversicht, das stete Scheitern seiner Offensive das Kraftgefühl geraubt; noch aber ist es nicht ohnmächtig. Tag und Nacht wird, wie Oberst Repington richtig sagt, an der Herstellung von Waffen und Geschossen gearbeitet und von der Heeresverwaltung Alles für die Einstellung und Eindrillung neuer Rekruten vorbereitet. Der Frühlingsanfang soll die gewaltigste Anstrengung und den entscheidenden Sieg über unser Heer bringen. In der Vorstellung dieser Deutschen sind ihre Versuche immer ‚entscheidend‘; nur entscheiden sie niemals auch nur das Geringste. Die Eroberung von Warschau, Paris, Calais sollte entscheidende Erfolge einbringen: und all diese Wünsche blieben ertraglos. Ihre Drohungen können uns also nicht schrecken; doch wir dürfen sie nicht überhören. Niemand, hoffe ich, zweifelt noch, daß der Krieg lange dauern wird. Wer das Land und das Heer in den Glauben wiegt, der Friede sei schon ganz nah, hat den Gipfel der Thorheit erklettert. Geduld muß, heute wie gestern, unsere Haupttugend sein; wir dürfen nicht müde werden.“ (Weil ich so gesprochen hatte, war ich, drei Tage zuvor, als ein von Graus Geschüttelter den Franzosen vorgeschunkert worden.) „Wir müssen uns jede erlangbare Hilfe sichern. Die Siege, die wir erfochten haben und noch erfochten werden, können erst zu voller Wirkung gelangen und unser Land von den Preußen befreien, wenn sie von Truppen ausgenützt werden, die durch ihre Zahl unwiderstehlich sind. Deshalb muß unsere Diplomatie alle Kräfte aufbieten, um Japans Mitwirkung im Landkrieg zu gewinnen. Nur dadurch kann die Dauer dieses Krieges gefürzt und uns ein Aufwand erspart werden, der unseren Kraftquell für lange Zeit erschöpfen müßte.“ (Herr Bichon im Petit Journal.) Inzwischen aber darf man erörtern, welche Stücke des zum Tod verurtheilten Deutschen Reiches der Sieger seinem Gebiet eingliedern könne. Elsaß-Lothringen wird der Republik unlöslich verbunden (soudée); doch zuvor um das Steinkohlenbecken von Saarbrücken vergrößert. „Wir werden auch dann zwar noch einzelne Kohlenarten aus Eng-

Land und Belgien beziehen müssen, aber im Export der saarbrücker Kohle einen Ausgleich finden. Die Annczion dieses Landes ist also wichtig.“ (La Nature). Und sie ist eben so gewiß wie, mit oder ohne Japan, Italien, Rumänien, der zerschmelzende Sieg.

„Dem Deutschen Reich, das über die Mittel äußerer Macht verfügt, fehlt die sittliche Kraft, der wir den Sieg an der Marne und die lange Reihe der Erfolge am Aisne, in der Picardie, in Artois und Flandern verdanken; deshalb muß es unterliegen. Offene Städte beschließen, eine alte Abtei zerstören, einen Gasometer in Brand stecken, wehrlose Menschen, die weder dem Heer noch der Flotte Englands angehören, töten oder verwunden: Das können die Deutschen. Das aber sind nicht Kriegerthaten; sie sind ohne militärischen Zweck und bringen den Angreifer nicht in eine Gefahr, die der des Angegriffenen gleicht. Wer auf Frauen und Kinder schießt und Greise in ihren Betten von Granaten zerreißen läßt, kann nicht entschuldigt werden. Und solche Thaten belohnt man mit dem Eisernen Kreuz! Wo ist in diesem Volk, in diesem Kaiser die sittliche Kraft? Nicht wahrhafter Kriegergeist herrscht in Deutschland, sondern ein gemeiner Militarismus, der ohne höheren Grundsatz und ohne Edelmuthsregung Gewalt anwendet. Deshalb müssen wir hoffen, daß die Verbündeten nach ihrem Sieg, der schon sichtbar wird, das Deutsche Reich zur Auflösung seines Heeres zwingen und ihm nur eine Gendarmerie lassen werden. Europa muß die widrige Korporalswirthschaft für immer austilgen und im Ei jeden Kaiseradler zerdrücken.“ (General Bonnal: „Vers le succès final; Le Matin.) Warte nur: balde! „Die Bürgermeister der Thäler von Thann, Saint-Amarin und Maffebaug danken, im Namen der elsässischen Knaben und Mädchen, dem Präsidenten der Republik für die Spielsachen, die er ihnen zu Weihnachten geschickt hat. Sein edler Gedanke brachte ihnen die Freude, das Lächeln des unvergessenen Frankreich und sie empfanden, daß der höchste Beamte der Republik in seinem Lothringerherzen die Kinder des treuen Elsaß denen der ihrer gedenkenden französischen Heimath vereint... All die großen Probleme, denen die europäische Diplomatie seit Jahren auswich, müssen jetzt gelöst werden. Elsaß-Lothringen, Polen, Oesterreich, der Orient: all diese Fragen heißen endgiltige Antwort. Europa darf auf ihrer Erde die Türkei nicht länger dulden. Konstantinopel und die Meerengen werden

frei. Die Osmanenmauer, die Rußland und Asien so lange von der Welt des Westens schied, muß endlich fallen. Neue Straßen werden dann die Waaren bisher unkultivirter Länder und eingemauerter Völker ins Mittelmeer führen. In Mesopotamien wird England die Haupterin der Masse, die das Deutsche Reich gierig für sich gesammelt hat. An der persischen Küste hat England seine Flagge gehißt, deren Stock Keiner je aus der Scholle riß. Von dort mag der Britte, dem alle nach Indien führenden Wege gebühren, nach Bagdad und weiter nordwärts bis zu den Punkten vorrücken, wo er am Tigris Rußland, am Euphrat Frankreich trifft. Zwei Millionen mißhandelter Armenier harren der Stunde, die sie unter Rußlands Szepter den anderthalb Millionen Brüdern im Kaukasus gesellt. Syrien und Palästina werden das Frankreich der Levante. Ein Wunder weist unserer Republik die Fortsetzung des Kreuzzugswerkes zu. Undächtig nimmt sie das Vermächtniß großer Tage auf sich. Am Kreuzweg der Civilisationen, Religionen und Völker wird sie die neue Zeit schaffen, in der alle Rassen vom Joch der Türken und zugleich von dem der Germanen befreit sind und in friedlicher Ruhe ihrer wiedergewonnenen Einheit, ihrer wiedererlangten Geseze sich freuen dürfen. Auch Deiner Freiheit Tag, Elsaß, dämmert schon auf. Kein Krieger, der auf Deinem Boden kämpft, keins Deiner noch unter fremder Gewalt seufzenden Kinder zweifelt auch nur für eines Augenblickes Dauer heute daran. An der Schwelle des Jahres 1915 wird ihnen Besseres als Spielzeug beschert: Freiheit! Nachgerade merken die Deutschen sogar, daß die Russen nicht geschlagen sind. Die Schlachten an der Alda, Biliza, Bzura nehmen genau den Verlauf, den unsere Freunde gewünscht und vorbereitet haben. Und die Russen haben nicht nur tapfere Mannschaft, sondern auch Führer ersten Ranges, mindestens eben so gute wie die Deutschen. Das sagt nicht wenig: denn Feldmarschall von Hindenburg ist, nach allgemeinem Urtheil, ein hervorragender Feldherr. Doch Großfürst Nikolai hat die hohe Kriegerkultur eines großen Strategen und die Geisteskraft, die der Führer moderner Heere braucht. Sein Wink lenkt die Russkij, Iwanow, Dimitriew und ein Siebengestirn im Krieg bewährter Männer. Solche Führer sind jeden Vertrauens würdig. Der Sieg naht. Im Osten wie im Westen Europas ist die deutsche Offensive gebrochen. Wer noch von deutschen

Erfolgen redet, lügt nicht nur, sondern wird lächerlich. Polen hat das selbe traurige Schicksal wie Belgien: es ist zum Kriegsschauplatz ausersehen. Dort bereitet sich die Vernichtung des deutschen Heeres vor. Kann in unserem Vaterland Einer noch den Ausgang des Kampfes bezweifeln? Frankreich hat nur eine Seele, einen Traum, einen Glauben. Frankreich wird siegen. Deutschland wird gezwungen werden, mindestens fünfzig Jahre lang einen Tribut zu zahlen, dessen Höhe später bestimmt werden mag, der aber seiner Finanzkraft entsprechen und jede Rückkehr in den Militarismus nach preußischem Muster verhindern muß. Nur dann dürfen unsere Enkel sich des langen Friedens freuen, den Alle ersehnen.“ (Le Matin.) Gedruckt im Dezember des Jahres 1914.

Ernster klingende Stimmen. „In seiner Schrift ‚die Brotfrage in Deutschland‘ zeigt Herr Théry, daß Deutschland von den sieben nächsten Ländern, weil sie sämtlich schwache Ernten hatten, ausreichende Brotsfruchtzufuhr nicht erwarten kann. Ueberfluß hat nur Rumänien, auf dessen ehrliche und wachsame Neutralität wir rechnen dürfen. Herr Théry sagt nicht, Deutschland müsse im Frühjahr verhungern, sieht aber voraus, daß es, besonders in den großen Städten, bald zu sparsamer Brotvertheilung genöthigt sein wird. Dann wird das deutsche Volk auf dem Gebiet der Ernährung das furchtbare Leid des Belagerungszustandes kennen lernen; und wir dürfen hoffen, daß ihm endlich die Augen aufgehen und die Gefahr zeigen werden, durch die Fortsetzung des Krieges eine Hungersnoth heraufzubeschwören.“ (Senator Méline.) Danach sieht's, in Großstädten und Dörfern, bei uns noch gar nicht aus. Wenn die Herren Théry und Méline nach Deutschland kämen, könnten sie Grundbesitzer klagen hören, daß ihr Brotkorn nicht abzusetzen ist. Hungersnoth wäre zu fürchten, wenn die Schutzzollgegner ihren Willen durchgedrückt, die Ugrarierfeinde die Umwandlung des deutschen Getreideackers in Weideland erreicht hätten. Die Nothwendigkeit landwirthschaftlichen Großbetriebes und geschützten Körnerbaues konnte nicht bündiger erwiesen werden als durch diesen Krieg; und wenn Graf Hans Raniß noch lebte, sähe er wohl seinem wie Helena viel bewunderten, viel gescholtenen Antrag Aehnliches morgen, zugleich mit einem Reichsmonopol für die wichtigsten Rohstoffe der Industrie, Wirklichkeit werden. Noch aber, liebe Nachbarn, wird in Deutschland zu viel geessen.

Wir werden nicht schlottern lernen, auch wenn die Regierenden sich in den Entschluß steifen (der zu spät, nie zu früh kommen kann), schon jetzt dem Magen die Tagesration zuzumessen. Doch wozu braucht Ihr des Hungers Hilfe, da Euren Waffen der Sieg gewiß ist? „Wir dürfen keine Hilfe verschmähen. Ein beträchtlicher Theil unseres Landes ist von einem Feind besetzt, der sich verpflichtet glaubt, Alles zu zerstören, zu verwüsten, nicht die winzigste Möglichkeit der Werthzeugung bestehen zu lassen. Wir müssen Alles versuchen und nach jedem Fädchen greifen, das Rettung verheißt. Japans Eingriff in den Landkrieg wäre von ungemeiner Bedeutung und wir würden wie Narren handeln, wenn wir bis in die letzte Stunde die Vorbereitung eines Unternehmens verzäuderten, das unserer Geduld eine neue, unnöthige Probe aufbürden müßte. Wir halten den Feind an der Gurgel. Im Vorgefühl des Verhängnisses wehrt er sich gegen unsere Faust. Wir dürfen ihm nicht die aller kleinste Hoffnung auf Erlösung lassen.“ (Senator Ciernenceau, der in dem selben Artikel seiner Zeitung *L'Homme Enchaîné*, mich, auf dem Sumpfboden gefälschter Sätze, als einen von Wonne in Graus Gestürzten zeigt und behauptet, der aus Berlin ins Hauptquartier zurückkehrende Kaiser habe nur noch „von einem unklaren Gestammel zu seinem Privatgott das Heil erhofft.“) „Der sorgsam vorbereitete deutsche Kriegsplan ist gescheitert. Kriegspläne, sagt Napoleon, sind unendlich wandelbar, je nach den Umständen, dem Geist des Feldherrn, dem Wesen der Truppen und der Art des Kampfgebietes. Ohne Furcht vor Selbsttäuschung darf man behaupten, daß in dem von ihnen entfesselten Krieg die Deutschen die Umstände und das Wesen der Truppen verkannt haben. Ihr Versuch ist mißlungen und ihre Niederlage gewiß, nicht, weil ihr Plan falsch war, sondern, weil sie auf ihrem Wege gut geführte, starke, entschlossene, im Glauben ans Vaterland unerschütterliche Gegner fanden.“ (General de Lacroix.) Dann, scheint mir, müßte der Enderfolg ohne Italien und Rumänien, ohne Japan und die Lenzhungerstnoth einzuheimen sein. Ist auch. Horcht!, Alle Wahnvorstellungen Deutschlands sind, eine nach der anderen, zerflattert, zerfallen. Wie unser Heer den Marsch nach Calais, so hat Regierung und Kammer die Hoffnung auf unsern Parteienhader vereitelt. Deshalb werden wir jetzt mit Schmähung überschüttet und deutsche Annäherung bedroht

uns mit furchtbarer Vergeltung? 'All diese Zeichen deutschen Aergers, mag er Freundlichkeit heucheln oder Einschüchterung versuchen, bringen uns nicht aus der Ruhe. Unbeirrbar und unverföhbar schreiten wir auf dem erwählten Weg weiter; bis ans Ende. Daß er der richtige ist, lehrt uns das Wuthgeschrei der Feinde. Das Deutsche Reich, das sich zu dem Grundsatz bekennt, Noth achte kein Gebot, erwürgt, wenn es davon Vortheil hofft, das Recht und die Wahrheit.' (Le Temps.) „Wir kämpfen, damit Frankreichs Einheit und Unabhängigkeit nie wieder angetastet werden könne. Damit die Provinzen, die vor vierundvierzig Jahren, wider ihren Willen, annektirt wurden, ihrer Wahlheimath zurückkehren. Damit allen Völkern endlich das Selbstbestimmungsrecht zuerkannt werde. Damit Gerechtigkeit herrsche und unsere Enkel nicht mehr vor dem Angriff der Barbaren zu bangen brauchen. Damit dieser Krieg, der grausamste, auch der letzte sei. Dafür kämpfen wir. Und sind, eines Sinnes, fester als irgendwer zum Sieg entschlossen.“ (Manifeste du parti socialiste.) Alle: von Méline bis zum Margisten Guesde.

Die Auslese ist mühsam. Man muß durch Morast waten und Stank einathmen. Will Frankreich auf den Ruf alter Kultur und sicheren Geschmacks verzichten? Hat das Volk, das Bonapartes Zerstörergenie vergottet, die mitleidlose Führung seiner nur aus Eroberertrieb entstandenen Kriege wie Heiligenwerk bewundert, erst gestern gelernt, daß jeder Heereseinbruch den Urstand ungefittiger Natur zurückbringt, Gräuel aller Art ins Land schwemmt, schon der Hellenenblick dem Donnerwagen des in Gold geschienten Ares unholdes Geschwister, Graus und Schrecken, voranstampfen sah? Glauben Frankreichs seine Köpfe ernstlich, unsere Prinzen seien Diebe, Prahlhänse, Feiglinge, unsere Generale Schinder, unsere Krieger trunksüchtige Räuber, Brandstifter, Frauenschlächter, Säuglingmörder, das deutsche Volk schlimmer als einst die Hunnenhorde? Schämen sie sich nicht der Akademiker und Gelehrten, deren Wuthgepfauch so bösen Unsinn der Welt einbrüllen will? Und bedenken sie gar nicht, daß der Krieg einmal enden und ihre Republik dann mit unserem Reich weiterleben muß? Dessen Menschheit ist weder zu vernichten noch in die Demuth eines weidenden Hündchens niederzuheulen. Frankreich war zwei Jahrzehnte lang einsam; und fand dann Freunde, unter deren Schirm es sich in neuen Kriegswagen durfte. Würden siebenzig Millionen

Deutsche, die Hüter von Kohle und Eisen, FINDER und RECHNER, Schöpferhirne und Arbeiter, lange wie Verpestete gemieden, auch wenn sie besiegt worden wären? Und sind, in des Herzens Tiefe, die Franzosen ihres Sieges völlig gewiß? Ich ließ sie von sich, für sich sprechen: um jedem Deutschen die Möglichkeit selbständigen Urtheils zu schaffen. Keiner leugnet, daß ihre Mannschaft, unter kluger, in Glückstunden vom Genie bedienter Führung, tapfer, standhaft und mit fast zierlicher Gewandtheit sich. Keiner bestreitet der Nation, deren Ausdauer und Leistungsfähigkeit an mancher Stelle unterschätzt worden ist, das Recht, stolz zu sprechen: „Wir sind nicht mehr die Besiegten von 1870.“ Was über solche Anerkennung hinauslangt, ist Wahn und verräth die Rüdneigung in trügende, entkräftende Eitelkeit. Frankreichs Hütten, Zechen, Fabriken liegen still; sein Industriegebiet ist nun unter dem fünften Mond schon in der Gewalt des deutschen Heeres. Das steht in Lille und in Lodz; vor Verdun und vor Warschau. Fehlschläge, Hemmnis, schmerzenden Verlust hat es erlebt; nirgends traf es von der Waffe der Russen, Franzosen, Briten, Belgier, Afrikaner, Asiaten, Kanader ein Streich, von dessen Wucht es sich nicht rasch erholen konnte. Das ist puglos nackte Wahrheit. Verbürgt sie einem der einander bedräuenden Heere den Sieg? Nicht unserem; noch weniger dem der Verbündeten. Das darf sich rühmen, die Ueberwinder von Lüttich, Namur, Antwerpen, Maubeuge, Longwy aufgehalten, fünf Monate lang ihnen entscheidenden Vorstoß gewehrt zu haben. Der Durchbruch, gar die Befreiung des Gallierlandes ist bis heute auch ihm nicht gelungen. War das Gefädel unseres Kriegsplanes, meiner wegen, nicht überall fest genug: daß des feindlichen hat ein breites Loch. Denn die Ueberfluthung unserer Erde, der Masseneindrang des Russenheeres ward nicht Ereignis. General Joffre hat gethan, was er vermochte; hat den Russen zulängliche Frist zum Marsch nach Breslau gelassen, der unseren Generalstab zwingen konnte, das Westheer zu schmälern. Kann Joffre, im Bund mit French, die Deutschen aus ihren Stellungen drängen, aus Frankreich und Flandern treiben? Ehe es geschehen ist, sollten Verständige nicht die Hand nach dem Siegerfranzosen strecken. Nicht dem Erdball die Mär von Deutschlands naher Bestrafung, Entmachtung, Zerstückung erzählen. Nicht den Willen zum Frieden an eine Bedingungsliste löten, unter die nur ein halb erdroffeltes Deutschland

sich ducken könnte. Im Innersten fühlt Frankreich, Volk und Heer, seine Hoffnung auf die Russen enttäuscht. Deren Dampfwalze sollte durch Schlesien rollen und von fern schon, mit ihrem Qualm, Berlin in Todesangst schrecken. Kam sie und mußte zur Abwehr der Preußenschuß wesentlich verstärkt werden, dann wurde die Westfront, für eine Weile, dünn und der Durchbruch möglich. Doch Feldmarschall von Hindenburg und Generallieutenant Ludendorff wollten die Wirkung der Dampfwalze zunächst einmal in Polen beobachten. Sie ward als Weihnachtsgeschenk, wird jetzt als Osterspende angekündet. Da wir im Oktober nicht bebten: warum mühten wir's heute? Ohne Dünkel dürfen wir sagen, daß der Deutsche nicht schwächer und nicht feiger ist noch aus leichterem Born schöpft als der Franzose. Der ahnt nicht, daß bei uns aus voller Börse eingekauft, allzu munter gezecht, geschmaust, gefeiert wird und nur deshalb die Menge, die in Waarenhäuser und Bierpaläste, Theater und Konzertsäle, Circus und Kino strömt, immer wieder gemahnt werden muß, für die vielleicht härtere Nothwendigkeit künftiger Tage in Bereitschaft zu sein. Ob ihr Nervenstrang vom Druck des Ungemaches, das der Franzose trägt, wund wird, kann erst offenbar werden, wenn der Feind Essen und Gelsenkirchen, Bochum und Dortmund genommen und besetzt hat.

Die beiden Nikolai.

Das Deutsche Reich umfaßt 540 657 Quadratkilometer und hat fast achtundsechzig Millionen Einwohner; sein Volk lebt längst schon in dichtem Gedräng. Das Reich des Zaren umfaßt 22 470 000 Quadratkilometer und hat mindestens hundertsechzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer ungefähr sieben. In Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des Glaubens gering. Rußland hat eine Breiten Differenz von zweihundvierzig Grad, reicht vom Nördlichen Eismeer bis an die türkische, persische, afghanische, chinesische Grenze und ist von Slawen aller Stämme, von Germanen, Litauern, Iraniern, Semiten, Turaniern, Mongolen, Tungusen, Hyperboräern und Völkern der ugrisch-finnischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen und armenischen Christen, von Rascolnikern, Mohammedanern, Israeliten, Buddhisten und Heiden. Als über Deutschland die Zeit des Landfriedens und der Reformation

heraufzog und eine hohe Kultur allmählich verblühte, konnte Rußland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich den ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Jwan dem Dritten sich endlich vom Joch der Goldenen Horde befreien. Während Deutschland den dreißigjährigen Kriegsschrecken erlebte, versuchte in Rußland Michael Romanow, dem Streit der Theilsfürsten und Präbendenten, den Aufständen der Polen und Nowgoroder, der Anarchie ein Ende zu machen. Wie traurig es nach dem Westfälischen Frieden in Deutschland aussah, lernt jedes Schulkind. Was aber waren die Kriege Wallensteins, Tillys und Gustav Adolfs gegen die Gräueltat der Tatarenherrschaft! Vom Jahr 1222 an, seit Dschengis-Khan in die Krim gefallen war, bis ins Jahr 1480 hausten die Mongolen in Rußland; zerstampften die Saaten, schwächten das nationale Bewußtsein, die sittliche Kraft, das greifbare und das geistige Vermögen des Volkes, vergifteten Herren und Knechte, Bojaren und Kirche. Vergebens riefen Serapion von Wladimir und Kyryll von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russischer Kinder zu fordern habe: ihr mahnendes Wort mußte schnell wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Jahren grausamster Hordenherrschaft vernichtet ward, bringt kein frommer Wunsch wieder zurück. Das verwüstete, verpestete Land und das tiefste Wesen der Volkheit trug noch die Mongolenspür, als Peter in Despotenlaune allzu früh sein Beglückereperiment wagte. Blicket auf Katharinens Rußland und auf das frißische Preußen. Bedenket, daß der deutsche Norden schon von Kant sprach, als Rußland noch vor Pugatschews Bauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutschland nur noch wenige Analphabeten gab, als dreilundzwanzig Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und beantwortet selbst dann die Frage, ob das Gossudarstwo, dessen Fläche die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Riesenreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpfsinniger Muschiks und buni berindeter Menschen: ä nne nach den selben Grundsätzen regirt werden kann wie ein europäischer Staat.

Das Verlangen ist alt; jeder Bojar, der knirschend an die Tage Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen Reichsrathes. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Jahre später, Katharina fünfshundertsechzig Abgeordnete in die Gesetzgebende Kommission

nach Moskau berief, als der erste Alexander, Liharpeß Schüler, als Nikolais sanfter Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Sehnen; nicht das des Volkes. Die Tataren, Baschkiren, Mordwinen und Letten wünschten sich niemals ein Parlament; wünschens noch heute nicht. In Minen und Schänken, bei Hirten und Pflügern, in der weiten, mit Blumen bestickten Steppe und in den eisigen Erdhöhlen, den Semlianken Sibiriens, an den Ufern der wilden Wolga, bei den Burlaki, die mit schwermüthigen Sängen sich die mühsolle Flößerarbeit verkürzen, wird man solches Wunschesecho kaum irgendwo hören. Eine Volksabstimmung würde mit ungeheurer Mehrheit für die Autokratie entscheiden. Nur die europäisch Gefirmigten fordern murrend längst eine Verfassung. Und oft war der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Murren der Minderheit wird schnell ein Jauchzen, wenn der lange erbettelte Brocken hingeworfen ist. Für den Gossudar wäre es nur bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann waffnen. Er wäre gedeckt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte in Genießerwonnen schwelgen. Daß auch parlamentarisch regirende Fürsten nicht machtlos sind, lehrt ein Blick auf Europa. Alexander der Zweite, der immer verliebte Lustsucher, dachte so. Ihm, der ganz in Aeußerlichkeiten aufging (und den das Volk deshalb noch öfter den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein kummerloses Leben im Arm der schönen Dolgorucki und anderer Holden behagt. Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungsentwurf in der Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem Vater in keinem Zug. Alexander der Dritte war von engbegrenzter Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpferischer Geist. Aber redlich, gewissenhaft, von unbeirrbarem Willen und ernstem Fleiß; ein guter, gestrenger Hausvater und sparsamer Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjätsewitsch ihn bat, einen Jahresetat des kaiserlichen Hauses festsetzen zu dürfen, wüthend gefragt: „Willst Du mich unter Vormundschaft stellen?“ Daß er vierzig, fünfzig Millionen Rubel im Jahr verbrauchen, sie einfach, ohne daß draußen Jemand davon erfuhr, dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben des Sohnes haben den Bunge, Wjtschnegradskij und Witte nie

malßkopffschmerzen gemacht. Der dritte Alexander sagte sich: Nicht zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe nicht das Recht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf nicht nach dem Wunsch einer winzigen Minderheit das Schicksal von hundertvierzig Millionen bestimmen, darf nicht, weiß mir bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr ausliefern; das Reich braucht eine starke Rüstung, braucht nationale und religiöse Einheit und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn: also keine Verfassung, sondern altes, gerechtes und reinliches Regiment. Dieser schwerfällige Mann mit dem langsam assoziirenden Hirn war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Gehütes. Das glaubte auch seine Frau. Die Dänin, die in unserer Presse Jahrzehnte lang als Mutter der Reaktion, als Gebärerin alles Unheils vorgeführt wurde, hatte im November 1894, am Totenbette des Mannes, mit dem Hausminister Woronzow-Daschkow einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und Liberalismus, sondern, weil sie Keinem die Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, fränkelfnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Vielleicht hats ihm die Mutter offengesagt. Jedenfalls erfuhr ers in Livadia. Die Pietät bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt. Und in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich barsch gegen die „sinnlosen Schwärmerieen“ der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten.

Der feste, männliche Ton gefiel. Ein zweiter Nikolai schien in dem Jüngling erstanden, der als Kaiser Nikolai der Zweite hieß. Im Haus aber haben die Damen ihm bis in die Zeit der Putschs darob hart zugefegt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer: wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: „Laß Dich nicht zerquälen; gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen; hier ist warm und draußen lauert der Haß. Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wirs nicht immer,

wenn Du Dich entschließt, wie Onkel Eduard in London zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm in Arm durch die Straßen spaziren und (wie himmlisch!) in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen.* Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Warnen und Schmeicheln versagte. Nikolai, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier im Wollen fest und dem Vatergehorfam. Daß eine Wort, das „erlösende“, wollte sein Mund nicht sprechen. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salonbummler ihm Beifall brüllen, hätte sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Tatarennamen, gerufen. Ein Parlament konnte ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land, aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkauf und gemeinste Demagogie da anrichten mußten? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, die Semstwoß, zu versammeln. „Der Semskij Sobor ist ein Vermächtniß des alten, des Heiligen Rußland: also mindestens unschädlich.“ So wurde getuschelt.

Im Mai 1762 schrieb Freiherr von der Goltz, der Preußische Gesandte, aus Petersburg an König Friedrich, der Hof zitterte vor einem nahen Ausbruch unzählbar wilder Volksleidenschaft; „die Priester heizen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen“. Dem tollten Peter, der seit vier Monaten Kaiser hieß, war der Einfall gekommen, die russische Kirche schnell ein Bischofen zu europäisiren. Während die Leiche seiner Tante Elisabeth auf dem Paradebett lag, hatte er mit der Woronzow geschäkert oder mit seinen Schranzen gezecht, die Totenwächter und die betenden Popen verhöhnt und neben der Bahre Schänkenwize gelacht. Jetzt war er Herr; und Alles sollte nun anders werden. Keine Heiligenbilder mehr; weg mit dem Gewande, dem Bart und dem Eigenthum der Kirchenleute. Der Priesterschaft wurde das Besizrecht aberkannt; sie sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfangen, der sich im Schloß

eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So dreiste Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung reizen. Schon hatte die Geistlichkeit in rückhaltloser Rede den Zaren an seine Pflicht gemahnt, der Metropolit von Kostow ihm Prophetenzorn ins Unthümlich gespielt. War ihre Macht über die Massen groß genug, um den bösen Narren vom Thron zu stoßen? Lauernnd horcht Katharina hinaus. Trohdem sie mit unermüdlichem Eifer sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Aberglaubens geschickt hat, ist sie beim Klerus noch immer nicht beliebt. Wird eine Hand sich für sie waffnen? Ist diese träge Betsbruderschaft wirklich noch stark genug, um die Krone vom Kopf eines Monomachos zu reißen? In Orlow's Arm jauchzt sie auf, da sie hört, daß Peter nun auch das Heer anzutasten wagt. Den Holsteiner Georg zum Feldmarschall ernennet. Die Leibcompagnie auflöst. Das preußische Dienstreglement und Uniformen von preußischem Schnitt einführt, das Band des Ordens vom Schwarzen Adler und den Ring mit dem Bild Friedrichs nie ablegt und laut sagt, der Wille Friedrichs von Preußen sei ihm heilig wie Gottes Wille. Fünf Jahre lang hatte der russische Soldat in blinder Ergebenheit gegen Preußen gekämpft; nun sollte Friede nicht nur, sollte innige Freundschaft plötzlich der argen Kriegszeit folgen. Drei Tage währte, auf Allerhöchsten Befehl, das Friedensfest. Die Kanonen schossen dem Helden Fridericus Salut, ihm zu Ehre wurde Feuerwerk abgebrannt und knirschend mußten die Petersburger ihre Fenster mit Salglämpchen illuminiren. Jetzt oder nie. Ihrer Garde war Katharina sicher; rasch also, ehe die Wuth der Klerisei wieder verraucht. Der Streich gelang. In der zehnten Julinacht kündete die in der Kasan-Kathedrale versammelte Geistlichkeit dem rechtgläubigen Volk, soeben habe, Rußland zum Heil, Katharina Alexejewna den Thron der Zaren bestiegen; und sieben Tage danach wurde Peter von den Orlow's ermordet. Doch der Personenwechsel genügte nicht; nur der sichtbare Wille zu ernster Reformarbeit konnte dem Reich die Ruhe zurückbringen. Das Genie der Kaiserin fand in hitzigster Brunstzeit noch Muße, die Russenwelt zu lehren, zu lüften, dem Anspruch neuer Bedürfnisse anzupaffen. Man muß die von Bilbassow veröffentlichte Sammlung ihrer Ufse durchblättern, um zu erkennen, wie stark das Hirn und die Arbeitskraft dieser Nymphomanin war. Kaum sah sie fest

auf dem Thron: da befahl sie dem Senat die genaueste Inspektion sämmtlicher Behörden; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen aus dem Dienst zu jagen. Bald darauf fiel ihr ein, der Senat könne sich leicht zu feiger Vertuschung und schädlicher Gunstwirthschaft verleiten lassen; neuer Ufaß: jeder Senator hat, ohne sich vorher mit seinen Kollegen zu besprechen, über jeden zu seinem Kontrolbezirk gehörigen Beamten ein Urtheil abzugeben, das in einem versiegelten Brief ohne Umweg an die Kaiserin geht. Und schon damals arbeitete sie an der Geschäftsordnung für die Gesetzgebende Kommission, die sie, um sich das Herz ihres Reiches zu erobern, 1766 dann nach Moskau berief.

Sie hat, was sie irgend vermochte, gethan, um Peters Frevelspur aus der Geschichte des Russenlandes zu tilgen. Aber sie war aus Europa gekommen, nannte sich stolz die Schülerin Montesquieus und Beccarias, Voltaires und der Encyclopädisten und hätte die Zumuthung verachtet, sie solle sich mit ihrem hellen Kopf im Jahrhundert der Aufklärung mühsam erst auf den Weg der alten Zaren zurüchtasten. Das Parlament, mit dem sie das Land beglückte, mußte der Welt die unverkennbaren Züge ihres Wesens zeigen, von ihr allein erdacht, mit gottähnlichem Vermögen aus dem Nichts geschaffen sein. Ihr Schöpferwille brauchte kein Vorbild. Einst, als nach der Zeit der Tatarenherrschaft der demokratische Drang des alten Slawengeistes wieder erwacht war, hatte das moskowitzische Reich eine Volksvertretung gehabt. Keine ständigt tagende freilich. Wie in Frankreich seit der Epoche Philipps des Schönen die *États Généraux*, so wurde, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, von den moskauer Großfürsten der *Semskij Sobor* (oder die *Semskaja Duma*) nur zu bestimmtem Zweck einberufen: wenn ein religiöser oder nationaler Streit zu schlichten war, Krieg, Hungernöth, Pestilenz oder anderes Ungemach das Reich und die Ruhe des Herrschers bedrohte. Dann kamen Bojaren, Vertreter der hohen Geistlichkeit und der Städte zusammen, beriethen, wie der Streit beizulegen, die Fährniß abzuwehren sei, und wurden nach gethaner Arbeit wieder heimgeschickt. Wenn es dem Reichshaupt gefiel, auch schon früher; diese Versammlungen hatten weder Rechte noch Machtbezirke; hatten nur auf die ihnen vorgelegte Frage eine Antwort zu geben, an die der Träger der Staatsgewalt nicht gebunden war. Sollte Ka-

tharina diese verfallene Institution aus dem Schuttgraben? Vielleicht schien sie ihr gar zu unmodern, zu urrussisch. Noch heute wähen ja viele Russen, die, wie Utsakow, keine Lust haben, „sich in die Rehrichtlumpen des europäischen Konstitutionalismus zu kleiden“, der Gedanke des Sobor sei auf altslawischer Erde gewachsen, und ahnen, trotz Allem, was Sergejewitsch und Kostomarow darüber gesagt haben, nicht, daß dieses Gewächs sich von den Generalständen des ihnen verhaßten Westens nicht wesentlich unterscheidet. Auch wohl dem selben Zweck dienen sollte. Die Berather der alten Zaren dachten wahrscheinlich schon ungefähr sowie Turgot, als er 1775 seinem schwachen König Ludwig empfahl, nach langer Pause die États Généraux wieder einzuberufen: „weil sie die Königsgewalt berathen, doch nicht hemmen, ungefährlich sind und der Oeffentlichen Meinung Vergnügen machen“. Ein geruchloses Heilmittel. Die Leute kommen, freuen sich ihrer neuen Würde, dürfen über die Grundsätze der Verwaltung (nicht: der Regierung) ein Langes und Breites schwätzen, auch die Gesezentwürfe beschnüffeln, haben aber nicht die geringste Möglichkeit, ihren Willen durchzusetzen. Im alten Slawenland hat die Rechnung immer gestimmt. Der Sobor war stets zufrieden, wenn man ihn in Ruhe reden und rathen ließ, und dachte nie daran, dem Gossudar das Recht zu freier Entscheidung zu schmälern. Europa sah andere Zeichen. Die niederländischen Staten-Generaal zerbrachen 1795 unter den ersten Stößen der Revolution; und in Frankreich hätten, selbst wenn Turgots Rath schnell befolgt worden wäre, Nationalversammlung und Konvent bald die Generalstände abgelöst. Wars jezt nicht auch in Rußland schon zu spät? Paul Schuwalow sagte 1880 zu Anatole Leroy-Beaulieu: „Unsere neuen Slawophilen sind sehr für die Idee des Soboreingenommen. Mir scheint diese Form politischer Vertretung die unbequemste von allen. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regierung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einfach strifen: sich weigern, an Beratungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Auf diesem Wege gerieth das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen die Regierung sich nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmähhlichen Bedingungen, retten könnte.“ Katharina gab ihr Experiment auf, ehe sie so üble Erfahrungen machen mußte.

Sie schrieb zwar später, erst die Große Kommission habe sie das Reich kennen gelehrt und ihr gezeigt, für wen sie sorgen müsse. Als die 564 Erwählten aber Fragen des Staatsrechtes zu erörtern begannen und selbständige Regierungen zogen, wurde sie auf Zimmer wiedersehen nach Haus geschickt. Ein großer Aufwand war fruchtlos verthan. Und 1905, da auch die slawische Welt um dreißig lehrreiche und lärmvolle Lustren älter geworden ist, soll Nikolai Alexandrowitsch es wieder mit dem Semskij Sobor versuchen?

Schon nach dem Krimkrieg, als die Unzulänglichkeit und Fäulniß der Verwaltung allen Augen enthüllt war, hatten konservative Männer dieses Heilmittel empfohlen. Nur kein ausländisches Rezept, riefen sie; nur den eiteln Europäern haben wir unser Unglück zu danken. Wer rieth Peter „dem Großen“, die Beamenschaft zur Allmacht heranwachsen zu lassen? Der Sachse Leibniz. Wenn jeder Tshinownik sich als Herrgott fühlen sollte, durfte kein Sobor ihm auf die Finger gucken. Wer machte den verfrühten, völlig unfruchtbaren Versuch mit einem Parlament, das auf die russische Erde nicht taugt, im Gedächtniß unruhiger Köpfe noch jetzt aber lochend fortwirkt? Die Anhalterin Katharina. Aus der Fremde ist für uns nichts zu holen. Der in Paris verdorbene Novellenschreiber Turgenjew hatte ganz Recht, als er sagte, man müsse sich in Rußland entschließen, ob man Reformen wolle, die mit der Selbstherrschaft vereinbar seien, oder solche, die ihr ans Leben gehen; nur war er natürlich für die falschen, die von der europäischen Sorte. Unser Papst-Kaiser kann weder einen allmächtig wuchernden Tshin noch die Frechheit schwachfüchtiger Volksversammlungen dulden. Wir brauchen, nach alter Ueberlieferung, lokale Selbstverwaltung und als ihre Krönung den Semskij Sobor, der bescheidenlich die ihm zugewiesenen Gegenstände prüft und sich nicht anmaßt, das freie Recht der allwissenden und allgegenwärtigen Majestät einzuschränken. Doch Alexander der Zweite fürchtete, die Wiederbelebung des Sobor werde die Hoffnung auf eine Konstitution nähren. Noch 1861, nach der Bauernbefreiung, war die Furcht vor dem von Erinnerung trächtigen Wort so wach, daß die Großfürstin Helene an Nikolai Miljutin schrieb, der Name Semstwo habe „oben erschreckt.“ Mit dem Semstwo (von Semlia-Land), dem Provinziallandtag, dachte der schwache Alexander, fängt's an; die nächste Forderung ist dann

der Semskij Sobor; und von der Notablenvertretung bis zum Konvent ist der Weg niemals sehr lang. Die Adelsversammlungen (Dworianskwoß), auch ein Vermächtniß der wilden Katharina aus Deutschland, machen uns schon genug zu schaffen. Hat nicht eben erst Platonow, der Adelsmarschall von Zarstoje Selo, mit lauter Stimme dreist eine Verfassung gefordert? Da den Landgemeinden nun einmal Selbstverwaltung gewährt ist, kann man sie den Provinzen wohl nicht vorenthalten; der Name Semstwo aber weckt gefährliche Vorstellungen. Er blieb dennoch, auch nach Miljutins Sturz, dem provinziellen self-government erhalten. Im Semstwo der Provinz sind alle Stände und Klassen vertreten; Städte, Landgemeinden und Grundbesitzer wählen ihre Repräsentanten, deren Zahl durch die Größe des unbeweglichen Vermögens der Wähler bestimmt wird. Aus dieser Zelle kann ein Reichstag erwachsen; dann noch ein Pergament mit Paragraphen: und die liebe „Gesellschaft“ hat das Spielzeug, das ihr Sehnen so lange begehrt. Mancher und Manche träufelte solchen Rath in Nikolais Ohr.

Auf der Spielzeugschachtel stand das mit fremdem Zauberklang lockende Wort „Konstitution“. Nicht zum ersten Mal schmelzte es sich ins Ohr der Russen. Neunzig Jahre gingen, seit es im Reich eines Zaren Wirrniß schuf. Der erste Alexander, dessen irrlichtelirendes Hirn einst den großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst befehrt. Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone von den Parlamenten besorgte Arbeit zugebacht hatte, schlummerte sanft, Speranskij, der Reformator, war nach Perm verbannt, der Panslawist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fensteransichtigen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frankreich heimkamen, gefiel es zu Haus nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerklubs. Im Norden führte Sergius Trubezkoj das große Wort, im Süden organisirte der muthigere Oberst Paul Pestel die Soldatenverschwörung. Die vornehmsten und fähigsten Gardeoffiziere waren im Bund; in der Dekabristenliste standen die Namen Obolenskij, Murawiew, Variatinskij. Und die Rolle des rothen Bardens, die später Gorkij spielte, riß damals der starke Dichter Rylejew an sich. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrußland ermordet werden. Fünf Monate zuvor, am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb der Thron leer.

Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bruder Nikolai, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange nicht entschließen, die Erbschaft Alexanders anzutreten. Die Truppen wurden zuerst auf den Namen Konstantins, dann auf den Nikolais vereidigt. Diese Wirrung wollten die Verschworenen nützen. Am sechszwanzigsten Dezember führten sie die Garderegimenter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und verschanzten ihr Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst Trubezoi, der Kommandiren und den Kaiser nebst den Senatoren festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verkrochen. Der erste Nikolai war klüger, kräftiger und doch milder als der zweite; er dachte, wie Friedrich von Preußen: Man muß manchmal streng sein, soll aber nie hart scheinen. Er betraute den alten, als Sieger in vielen Schlachten vom Volk geliebten General Miloradowitsch mit der Mission, die Meuterer zur Vernunft zu bringen. Der Greis wurde niedergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die ungetreuen Gardes: „Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!“ (Konstitutzia, die der Grenadier und der petersburger Mitschreiber für Konstantins Frau hielt.) Nikolai war mit seiner Suite auf dem Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in großem Ornat mit seiner ganzen Popenchaft vor die Rebellen hinstreten und sie im Namen Gottes an die Pflicht zur Treue mahnen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die erschreckte Klerisei über den Admiralitätsplatz. Jetzt erst gab der Zar das Zeichen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Geschütz aufzufahren. Artilleristen weigerten den Dienst und mußten verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein währte der Kampf. Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte der Dekabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augenblick die heldische Haltung. Ein Bestuchew, dem der Kaiser Begnadigung anbot, antwortete: „Das Ziel unseres Kampfes war ein Zustand, der auch den Zaren unter's Gesetz zwingt. Lassen Sie den Spruch der Richter vollstrecken! Nicht von Ihren Launen und Impulsen darf das Loos eines Menschen abhängen.“ Und als Murawiew und Rylejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers, der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ruhigen Fußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawiew rief

nur: „Verfluchtes, unglückliches Ruffenland, wo man weder konspiriren noch judiziren, nicht einmal ordentlich henken kann!“

Zweiundzwanzig Jahre danach gab es einen ungefährlicheren Putzsch. Die Cholera hauste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz Louis Phillippes endlich auch ins Ruffenvolk gedrungen. In Haufen zogen die Hungernden, Siechen vor den Winterpalast und riefen den Kaiser heraus. Nikolai kam und fragte lächelnd, was man von ihm wünsche. „Erstens soll die Cholera aufhören; und zweitens wollen wir auch so Etwas wie die Pariser.“ Nikolai Pawlowitsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarreform, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffentlich verleugnet und sich dem Adel, den er verachtete, in schmeicheleirischer Rede „als Edelmann und Gutbesitzer“ verbrüderet. Als Mann ohne Nerven und erfahrener Komödiant wollte er auch mit dieser Hungerrevolte schnell fertig werden. Er lächelte huldvoll und verhielt, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als die Leute arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen bedroht und mußten die Führer ausliefern. Um die selbe Zeit wurde die Flottenmannschaft vom Skorbut dezimirt; die Kranken durften nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre. Im Mai des nächsten Jahres wurde, außer Petraschewskijs Verschwörung, der republikanisch-sozialistische Klub Speschnewss entdeckt, eines reichen Grundbesizers, der mit seinen Genossen (Kammerherren, Ministerialbeamten, Offizieren, Kadettenlehrern, Studenten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik einrichten wollte. Als Nikolai stirbt, hinterläßt er seinem Erben die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der Krone und der Nation schmälern den Frieden schließen oder, mit fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den Krieg fortsetzen solle. Alexander wählt den Krieg; „einen wunderbaren Krieg“, sagt Bernhardi 1856, „in dem das Kriegsglück gar nicht wechselt und die eine Partei auch nicht ein siegreiches Gefecht aufzuweisen hat. Das sind die Folgen eines dreißig Jahre lang fortgesetzten falschen Regierungssystems“. Fonton, der Gesandte am hannoverschen Hof, rath zum Frieden. Dann, sagt die Kaiserin, sinken wir noch tiefer in den Schmutz. Und der witzige Leichtfuß antwortet led: „Wir sind schon bis an die Knie im Dreck; wenn wir Frieden schließen, sinken wir, bei der Anstrengung, zunächst

bis an den Gürtel hinein, kommen dann aber heraus. Führen wir den Krieg weiter, dann steigt der Unrath uns über den Kopf, nimmt uns den Athemraum und begräbt unsere Herrlichkeit für immer.“

Krieg oder Friede, Selbstherrschaft des Kaisers oder Mitwirkung der Stände und Gemeinden: immer das selbe Leid. Und immer plötzlich aufflackernde Laune, heimlich zettelnde Ränke, jäher Wechsel von Gunst und Haß. Warum fiel, im November 1800, Graf Panin, der ein Jahr lang das internationale Geschäft geleitet hatte? Weil er die Einziehung englischer Waaren nicht billigte. Weshalb wurde er nach Smolensk, auf sein Gut, verbannt? Weil er, ehe ihm die Entlassung angekündet wurde, das Diplomaten Corps zum Mahl geladen hatte, ihm nicht vorher absagen konnte und dem Zaren allzu vergnügt schien. Drei Monate danach wurde der Bann von ihm genommen und Kotschubinski, sein Ankläger, aus beiden Hauptstädten gewiesen. Von dem tollen Paul, der Frau und Kinder einkertern wollte. Unter Selbstherrschern von leidlicher Vernunft ist's, bis in Wittes und Kowzew's Tage, kaum viel besser gewesen. Wieder sind jetzt die alten Fragen streitig. Wieder stehen Verwandte gegen einander. Und wieder fragt die „Gesellschaft“ lauend, wer stärker sein werde. Das Volk, das Millionengewimmel zwischen Wirballe und Wladiwostok, ist stumm. Nikolai Alexandrowitsch, dessen Stirn vom Druck der Monarchennühe gesucht ward, hat die Reichsduma geduldet und würde sie, stöhnend, noch länger dulden. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch haßt sie als eine Schmach und Gefahr für die Dynastie und das Reich; und möchte ihr Daseinsrecht, das Geschenk der vom Zufall gekrönten Schwachheit, mit seinem Reiterstiefel zertreten: Der Zar sehnt sich in Frieden; der Großfürst langt nach Lorber. Der Neffe ist weich, neigt in Schwermuth und Schwarmgeisterglauben, träumt von der Erneuerung Goldener Zeit, in der Fürsten und Völkern, dem Hirten und der Heerde, ewige Sonne leuchtet; trägt, weil er nicht selbst sich in höheren Rang heben wollte, noch die ihm vom Vater verliehenen Abzeichen des Regimentsführers und wird hinter seinem Rücken als „der Herr Oberst“ bespöttelt. Der Oheim ist Generalissimus. Will dem ersten Nikolai, seinem Großvater, ähnlich sein; dem Mann ohne Nerven, dessen Arm so gern den Züchtigerstock schwang. Nikolai Nikolajewitsch ist hart wie Erz; zaudert niemals vor grausamster Sündenahndung; läßt säumige Offiziere erschießen und ungetreue Verwalter hängen; und hält das Heer, dem

sein Wille nicht Kriegerodem einblasen konnte, in strammer Zucht. Wird der Feldherr den gekrönten Popen überwinden?

In der ersten Stunde jedes neuen Jahres (so raunt Aberglaube durch die Häuser und Hütten Rußlands) muß der Zar auf den Senatsplatz reiten, vor dem Denkmal Peters des Großen das Haupt blößen, von der Leistung des Jahres dem Ehernen Reichenschaft geben. Für diese Stunde erstarrt in und um Peters Stadt alles Leben. Im grellen Kunstlicht scheinen die üppigen Räume zu schlafen. Keiner, den sie herbergen, regt sich. Das buhlende Lächeln der schönen, geschminkten, bis unter die Brustknospen nackten Damen verfräht sich. Mit offenem Mund, erhobenem Arm, der das krause Achselhaar sehen läßt, und lästern blinzeln dem Auge versteint in der Brunnschänke die Zigeunerin. Und der moskauer Kaufmann, dessen zitternde Hand ihr die Hälfte eines Hundertrubelscheines ins Mieder schob, dessen fallende Zunge ihr befahl, die andere Hälfte sich später von ihm zu holen, glöht nun wie ein Zerrbild aus Talg. Bis der lebende Zar dem toten über den Ertrag der zwölf Monate berichtet hat. „Der russische Mensch kam sacht endlich in Wohlstand. Die Reichswirthschaft gedieh. Grundbesitzer und Bauern halfen einander willig, für Kredit war ernstlicher als zuvor gesorgt und in den Städten mehrten sich die Fabriken und Werkstätten. Was Dein hoher Wille, Peter Alexejewitsch, erstrebte, ward Wirklichkeit. Wir bauten Schiffe, fügten Maschinen, durchschürften den Boden, wurden fleißig und blieben fromm. Ich packte sogar den Branntweinteufel an der Kehle und warf den Kerl mit der Scharlachnase aus dem Land. Dazu hatte Rasputin mir gerathen. Dieser heilige Mann wurde von einer Närrin verwundet; drum sah ich ihn lange nicht. Hörte aber den Schwah der Volksvertreter und das Gewisper der Hofleute. Nun ist Krieg. Gegen die Deutschen; die unser Mensch noch von der Zeit her haßt, da Dein Wink sie herbeirief. Wie verträumte Kinder den Schulmeister, der pedantisch auf Ordnung hält und kein Versehen ungerügt durchläßt. Nach dem Unglück in der Mandtschurei brauchten wir wohl eine Auffrischung unseres Waffenruhmes. Die Rostflecken mußten weggelirt werden. Viele dachten so. Und ich fühlte mich persönlich gekränkt. Der Mannschaft brauchen wir uns nicht zu schämen. Die hat Manches gelernt und wird nicht nur geschätzt, weil sie anständig stirbt. Die ersten Schaaren konnte ich auch gut kleiden und rüsten. Das wurde dann schwer. Ich verlor viele,

viele Männer, Geschütze, Handwaffen, Geräte. Was ganze Dorfgemeinden in Jahren erarbeitet hatten, was Hunderttausend beglücken konnte, versank zwischen zwei Sonnen in Sumpf. Wir haben starke Bundesgenossen. Die sind aber weit von uns, können nicht helfen; und wir fechten wider drei Feinde. An Siegen und Eroberung hats dennoch nicht gefehlt. Nur: der rasche, gewaltige Triumph, der als sicher und nah galt, blinkt noch nirgends vom Winterhimmel. Wir müssen geduldig ausharren, neue Kraft sammeln und uns mit der Gewißheit trösten, daß der Leib Ijas, des russischen Riesen, unsterblich ist. Will Gott von uns Buße: wir büßen. Schickt er uns Schneegeschwader und Eißschreden: seiner Gnade Hauch weht uns daraus an. Wie dürfte ich mich gegen Schicksal stemmen? Meinem zarten Knäbchen die Goldgitterthür vor dem Thron verriegeln? Das thäte ich, wenn ich schwächer, furchtsamer schiene als der Ohm. Der wäre als Sieger mein Feldherr. Mein Feind, hätte ich ihn, der weiterkämpfen wollte, vom Blutgefild heimgerufen; vielleicht mein Erbe und all meiner Saat Vernichter. Der Deutsche ist emsig und zäh, bedachtsam und slink. Da er sich aber den Türken gefellt hat, den Feind unseres Glaubens, ist mein Sinn getrost. Gott läßt Menschen werden und Sonnen leuchten. Auf seiner Schale hat Frommheit höheres Gewicht als Waffenmacht. Sein Vaterblick bringt ins Herz des Herzens. Nie wich er von rechtgläubigen Christen. Sein Finger streift meines Scheitels bleichende Strähne: und vor uns liegt, eben und hell, der Weg in Konstantins lange entweihete, besudelte Stadt.“

Die erste Stunde des russischen Kalenderjahres schlug aus. Ringsum erwachen Lebensgeräusche. Athem hebt die Brüste der schönen, geschminkten Dame. Mit der linken Hand umkrallt, weil die rechte zum Stumpf geschossen ward, der Gardeoffizier das Sektglas. Die Zigeunerin zerrt das Hemd über ihr Achselpelzchen. Der dicke, verschwitzte Kaufmann rülpst: „Komm in den Schlitten!“ Wünsche prasseln ins Licht. „An dem Krieg ist noch derb zu verdienen.“ Rußland lebt wieder. Sein Volk ist noch stumm.

Dreadnought.

„Niemals waren wir besser gerüstet als heute und nie blickte das Land aus stärkerer Zuversicht auf unsere Seemacht, die bestimmt ist, unsere Küsten und unseren Handel zu schützen. Der Krieg wird viel Leid, viel furchtbares Elend bringen. Das wird keinem

Land Europas ganz erspart werden; und wenn wir neutral blieben, dem Krieg fern: auch dann würden wir nicht verschont. Noch größer als das der Festlandswirtschaft bereitete Ungemach könnte der Schade sein, der unserem Handel durch feindliche Schiffe entstünde. Ehre und Interesse binden uns heute mindestens eben so fest wie vor vierundvierzig Jahren an den Vertrag, der die Neutralität Belgiens sichern soll; wir dürfen den Standpunkt nicht niedriger wählen und unsere Pflicht nicht weniger ernst nehmen, als 1870 die Regierung that, deren Haupt Gladstone war. Der hat damals gesagt: „Unser Interesse an der Unabhängigkeit Belgiens reicht weit über den Wortlaut des Bürgschaftsvertrages hinaus. Unser mächtiges Land darf nicht thatlos dem schlimmsten Verbrechen, das die Geschichte kennt, zusehen; sonst würde es dieser Sünde mitschuldig.“ Jetzt könnte man uns rathen, ruhig zuzusehen, unsere Kräfte einstweilen zu sammeln und das Ende des Krieges abzuwarten; dann vermöchte unser Eingriff das Geschehene so umzugestalten, wie unserer Auffassung nothwendig scheint. Ich glaube aber, daß unsere Macht uns nicht den erhofften Vortheil einbringen würde, wenn wir in solcher Krisis die Stimme der Ehre und des Interesses überhört hätten. Die Achtung, die wir fordern müssen, wäre uns verloren. Auch dünkt mich die Meinung irrig, am Ende des nun beginnenden Krieges könne eine Großmacht, mag sie mitgekämpft oder zugeschaut haben, das Ergebnis bestimmen. Da wir eine starke Flotte haben, wird der Mitkampfschaden uns kaum mehr schaden als die Enthaltung von dem Krieg, für dessen Dauer der Handel mit fremden Ländern, auch wenn die Straßen nicht gesperrt sind, einschrumpfen muß. In keinem Fall werden wir am Ende dieses Krieges in so ungeschmälertem Besitz unserer Kräfte sein, daß wir inzwischen Geschehenes unwirksam machen können. Die Lage, in die wir gekommen sind, ist schrecklich und das Ungeheure ist so schnell hereingestürzt, daß dem Land nicht die Muße blieb, klar zu erkennen, was hier auf dem Spiel steht. Sagten wir heute, die im Vertrag übernommene Pflicht, die Entwicklung der Machtverhältnisse im Mittelmeer, die Nachwirkung eines von Frankreich ohne unsere Hilfe auszufechtenden Krieges bekümmere uns gar nicht, dann würde unsere Ehre befleckt, wir verlören die erworbene Achtung, den guten Namen: und könnten mit Alledem doch nicht die empfindlichste Schädigung unserer Wirtschaft vermeiden.“ So sprach vor Englands Kriegserklärung Sir Edward Grey im Unter-

haus. Im Ton eines Trauernden, der nicht zu Fanfare gestimmt ist. Die Rede verhieß nicht Sieg, deutete nicht einmal die Gewißheit ungebeugter Behauptung an und verklang wie der Seufzer Dessen, der schwarzem Gewölk nicht entschlüpfen kann. Den Briten, die ihr lauschten, zerriß der Krieg keinen von Trug gewebten Schleier.

Ihr Heer ist das Rückgrat des Kampfes im Westen geworden und hat den Taktikern manches Vorurtheil gegen Söldner verleidet. Auf den Briteninseln giebt's reichlicher zinsende Berufsstände. Wer sich aus freiem Willen dem Heer einordnet, statt Handelsgehilfe, Agent, Sportlehrer, Jobber zu werden, muß von der Lust zum Handwerk getrieben sein; und aus Lust keimt der Fittich, der über die Alltagsleistung hinaus trägt. England wird auf deutscher Erde noch grimmig gehaßt. Deutscher Kriegerdrang nach Gerechtigkeit hat hundertmal aber den Muth, die Ausdauer und Schießkunst der Engländer gerühmt. „Die Kerle sind Kunstschützen. Zwei Finger auf den Grabenrand: da sieht's schon. Sogar durch Scharten treffen sie. Dum-Dum? Sicher. Granatsplitter, Fliegerpfeile, Benzol und das Backobst der Minenwerfer sind aber auch nicht von frommen Rittern bereitet worden. Tommy hat uns, Alle, verblüßt. Da, dachten wir, kommt aus dem Reich was zum Lachen. Die Bengel nimmt Jeder ernst. Zwei Wunden, drei: sie sehten weiter. Geht's, im Nahkampf, gar nicht mehr, dann reißen sie den Rock auf und bäumen die nackte Brust dem blanken Tod entgegen. Solcher Kampf ist der Mühsal werth. Germanen! Ob freilich das neue Heer, das von Ritzener zusammengesammelt, an Kaliber dem alten ähnlich sein wird, ist allermindestens ungewiß.“ Der Frühling wird's lehren. Doch ein Bißchen ist die Luft schon entgiftet, seit Deutsche gegen Engländer im Feuer stehen. Ueber Britaniens Kriegsbilanz ist nach fünf Monaten noch nicht viel zu sagen. Breite Kolonialbezirke hat's, sanft oder unsanft, umschlungen. Was nicht für Japan oder Australien (das die Gelben riechen lernen soll) bestimmt ist, wird als Austauschwaare gestapelt; wenn das Geseilsch über den Frieden anfängt, ist sie schon vom Staub erlagerten Rechtes ehrwürdig und nur mit Liebhaberpreis aufzuwiegen. Sonst? Menschen getölet, Schiffe vernichtet; Menschen bestattet, Schiffe verloren. Der Ueberseehandel ist abgemagert, neben dem der Festlandsstaaten aber noch ein Habebald vor dem Budenthronchen des dürrsten Zwerges. Die Flotte hat Hunderttausende sammt allem Kriegsgeräth über den Kanal ge-

bracht, die Landung gesichert und dem Feind die Weltwasserstraßen gesperrt. Keine geringe Leistung; doch eine, die Haß zeugen muß. Achtundsechzig Millionen Menschen, weiß dem brummigen Meerpförtner so paßt, einriegeln und hindern, mit gutem Geld gute Waare zu erhandeln: unerträglich. Der Ozean ist nicht ein Gehöft der Briten; nicht von ihnen geschaffen, besät, gepflügt, mit Bauernsorge betreut. Nicht das Recht spricht dagegen: heftig das Blut. Auf dem Wasser, sagt John Bull, schwimmt mein Heer; „leße ein russisches Euch in Europens Orient, ein französisches nach Italien, Spanien, in die Schweiz, wenn Rußland und Frankreich in Kriegszeit die zur Grenzsperrre nöthige Schaar entbehren könnte? Wir haben sie. Warum versuchet Ihr nicht, mit Stemm-eisen, Feile und Art den Riegel zu brechen? Dazu schufet Ihr ja Linien-schiffe und Kreuzer, Torpedo- und Unterseeboote, Minen-senker und Luftfahrzeuge. Hinkt nun der Troß? Wir sitzen gemächlich vor dem Eisenthor, das von Eurer Klage um den ver-lorbenen Handel nicht beultig wird, und haben keinen Grund, uns in die unerrechenbaren Zufälle einer Seeschlacht zu sehnen. Kost-bare Rähne sind uns versunken. Dann jauchzt Ihr; als ob ohne Entgelt Versicherung zu erlangen wäre. Noch lauter, wenn Euch Ueberrumpelung des Händlerkönigs, der überall was schwimmen läßt, gelungen ist; als ob Ihr nicht wüßtet, daß ein alter Waid-mann seine Flinte nicht so pünktlich sichert wie der grüne Neu-ling, dens nach jedem Handgriff judt.* Der Vergleich kränkt uns nicht, Gentlemen; schlägelt unseren Muth zum Kampf: der Jugend gegen das Alter. Auf die Seeschlacht müßet Ihr, ohne Verlust von Nerven-substanz, wenns möglich ist, noch ein Weilchen war-ten; bis uns Gelegenheit lächelt. Daß unsere Seekrieger nicht feig noch untüchtig sind, brauchen sie in der Heimath keinem Hofenmaß zu erweisen; und fremdes Urtheil gilt ihnen nicht höher als ver-schimmelter Zwieback. Unsere Flotte ist Euer Alb: und darf erst zu-gleich mit Eurer Macht schwinden. Oder mit Eurem Feindesgroll gegen uns. Gemächlich blickt Ihr nicht drein. Der ganze Kram be-reitet Euch, wie Grey voraus-sah, wenig Freude. Der Dreadnought hat die Riesenziffer der älteren Schiffe entwerthet; und muß selbst ins Greisens-pital, wenn ein Finder das Unterseeboot fertig hat, daß der ärmste Staat sich kaufen und das Eure Inselherrlichkeit vor jedem Sonnenaufgang mit frischen Minen umkränzen kann.

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft in Willich.

Bilanz zum 30. Juni 1914.

Aktiva.		M.	pf	M.	pf
1. Grundstücke in Willich und Krefeld		200 902	47		
Zugang		3 107	07	204 009	54
2. Gebäude in Willich und Krefeld		3 585 168	07		
Zugang		301 068	68	3 887 136	75
3. Maschinelle Anlagen		3 028 842	74		
Zugang		407 339	09	4 036 035	83
4. Bahnanschluss und Transportanlagen		210 023	38		
Zugang		6 197	30	216 218	68
5. Werkzeuge und Geräte		304 530	78		
Zugang		96 030	51	400 530	29
6. Mobilien und Inventar		217 064	22		
Zugang		38 886	71	255 850	93
7. Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		47 439	22		
Zugang		18 274	55	65 713	77
8. Patente und sonstige Urheberrechte		141 670	29		
Zugang		9 244	34	150 814	63
(abgeschrieben bis auf M. 1.—)					
9. Kautions-Konto				5 202	80
10. Debitoren				4 675 400	69
11. Vorräte: an Halb- und Fertigfabrikaten an Rohstoffen und Magazinmaterialien		2 889 692	85	3 379 658	04
		489 975	19		
12. Versicherungs-Konto, Vorauszahlungen				5 494	45
13. Vorschüsse				14 423	25
14. Hypotheken-Darlehens-Konto				10 580	81
15. Beteiligungs-Konto				3 112 500	—
16. Bankguthaben				272 917	69
17. Kasse, Wechsel und Schecks				188 531	07
				21 042 550	72
Passiva.		M.	pf	M.	pf
1. Aktien-Kapital-Konto				8 000 000	—
2. Obligations-Kapital-Konto				5 000 000	—
3. Reservefonds-Konto				804 231	10
4. Abschreibungen:					
bis 30. 6. 1913:					
auf Gebäude		231 506	87		
" maschinelle Anlagen		762 230	78		
" Bahnanschluss und Transportanlagen		47 072	90		
" Werkzeuge und Geräte		178 939	53		
" Mobilien und Inventar		106 427	32		
" Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		16 171	12		
" Patente und sonstige Urheberrechte		141 569	25	1 484 937	81
für 1913/14:					
auf Gebäude		107 555	04		
" maschinelle Anlagen		362 894	27		
" Bahnanschluss und Transportanlagen		21 002	14		
" Werkzeuge und Geräte		78 919	75		
" Mobilien und Inventar		21 796	42		
" Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		4 749	82		
" Patente und sonstige Urheberrechte		9 244	34	606 162	08
5. Akzente-Konto				2 177 100	16
6. Bauzinsen-Konto				2 650	—
7. Zinsschein-Einlösungs-Konto				75 990	—
8. Dividenden-Konto				1 400	—
9. Arbeiter-Unterstützungskassen-Konto				2 116	77
10. Unterstützungsfonds-Konto				2 075	63
11. Rücklage für Aktien-Einführung				100 090	—
12. Rücklagen-Konto				398 135	31
13. Tulonsteuer-Rücklagen-Konto				29 000	—
14. Kreditoren				1 079 952	87
15. Reingewinn				1 280 738	99
				21 042 550	72

Gewinn- und Verlust-Rechnung zum 30. Juni 1914.

Soll.	M.	pf.	M.	pf.
Handlungsunkosten-Konto	298	916	96	
Zinsen- und Agio-Konto	100	092	06	
Hypothekenzinsen-Konto	5	816	85	
Schuldscheinzinsen-Konto	250	000	—	653 775 86
Abschreibungen				606 162 08
Gewinn				1 280 738 29
				2 540 676 33
Haben.				
Gewinn-Vortrag aus 1913/14				127 026 14
Überschuss				2 413 650 79
				2 540 676 33

In der heutigen Generalversammlung wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1913/14 auf 12%, also auf M. 120.— für die Aktie festgesetzt.

Dieselbe ist sofort zahlbar:

- bei der Kasse der Gesellschaft in Willich,
- beim Barmer Bankverein, Krefeld, und bei den übrigen Niederlassungen des Barmer Bankvereins,
- beim Bankhause J. Frank & Co., Krefeld,
- bei der Bank für Handel und Industrie in Zürich und Zug,
- bei dem Bankhause Lüscher & Co. in Basel.

Willich, den 19. Dezember 1914.

Der Vorstand.

R. Becker.

Aktien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Konto.

Debet.	M.	pf.	Kredit.	M.	pf.
Grundstück Schöneberg	450	227	Aktien-Kapital	3 000	000
Gebäude Schöneberg	2 260	560	Hypotheken	1 733	189
Grundstück Prinz-Georg-Str. 1	20	000	Reservefonds	787	880
Grundstück Berlin	1 738	753	Spezial-Reservefonds	500	000
Grundstück Freienwalde a. O.	48	000	Kautionen	13	419
Grundstück Herzfelde	16	500	Bankkredit	747	980
Mäher u. Niederl. Lichtenrade	895	572	Guthaben und Einlagen	2 871	739
Brauerei-Inventar	210	182	Konto-Korrent	1 462	861
Maschinen Schöneberg	386	685	Hypothekenzins. f. d. 3. Viertel	19	655
Versandfässer	92	157	Alters-, Invalid- u. Krankenkasse	18	000
Lagerfässer und Tanks	226	5	Dividenden	484	—
Pferde	39	333	Laufende Akzepte	408	000
Wagen und Automobile	180	652	Avale und Brausteuer	872	410
KG-Anlage	145	841	Netto-Gewinn	300	495
Elektrische Anlage	82	909		12 736	604
Pneumatische Mälzerei	50	499			65
Restaurations-Inventar	274	501			
Eigene Ausschankkale	179	500			
Abteilung für Flaschenbier	—	—			
Abteilung für Siphonbier	8	000			
General-Vorräte	1 494	400			
Kasse	149	891			
Effekten	755	306			
Ausstehende Forderungen	1 872	264			
Eig. Hypotheken u. Debitores	1 234	168			
Vorbezahlte Versicherung	19	795			
Avale	475	000			
	12 735	594			65

Berlin-Schöneberg, 28. November 1914.

Der Aufsichtsrat:

Lange.

Die Direktion:

Max Pincke.

Die auf 6% festgesetzte Dividende gelangt vom 5. Januar 1915 ab bei der Dresdner Bank zur Auszahlung.



Schriftstellerisch gewandter
jüngerer Kunsthistoriker
z. Abfassung eines aktuellen Buches gesucht.
Angebote unt. N. 188 an die Annoncen-Expd.
Alfred Weiser, Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207.



Reiseführer



Stahlbad Alexisbad i. Harz :: Hotel Forsterling

Anerkannt best empfohlenes Haus am Platze. Herrliche Lage am Walde. Eigenes Badehaus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrierte Prospekte frei. Direktor: **Frosmann**

Coblenz a. Rh.

Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachtbau in d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestattet. Sitzg.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom.

Düsseldorf Parkhotel

L. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst. ruhiger Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedaut. Vergrößerung. Gr. Konferenz- u. Festsaal. Dir. F. C. Eisenmenger.

Sanatorium Theresienhof

bei Gaster a. Harz. Zur Behandlung der äußeren u. inneren Krankheiten (des Herzens, Magens, Darms etc.) 2 Aerzte. Prospekte. San.-Rat Dr. Gellhorn, Nervenarzt; San.-Rat Dr. Wolf, 2. Arzt.

Köln : Hôtel Continental

am Dom 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Köln - Savoy-Hôtel

am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Nürnberg Württemberger Hof

Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf.

Wiesbaden :: Nassauer Hof

Hochvernehmes Hotel in freier bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eigenem Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH

HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung Alfred Welner** Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Ztr. 5740 u. 9797 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren — **Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.**

Thüringer : Schwarzeck

Waldsanatorium Bad Blankenburg - Thüringerwald

(Bes.: San.-Rat Dr. Wiedenburg) für Kranke und Erholungsbedürftige.

Ist auch während des Krieges geöffnet und besucht!

Ausführliche bildergeschmückte Prospekte werden kostenlos verschickt.

Prospekt kostenlos

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet. Heilanstalt. Mod. Hotel-Dependance: **Bärenberger Hof** bei Schierke. Wundervolle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug. Dr. Kratzenstein.

Für Gesellschaften. Skat



Camphausen-Tönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung. keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter	M.
	Siphon	3,40
Nürnberg. Münchner. Calmbacher		3,25
Köstritzer Schwarzbier		3,25
Dunkles Lagerbier		3,20

frei Haus oder Bahnhof Berlin. In hygienisch vollst. Weise abgefüllt. **F. & M. Camphausen, Berlin SW. 11.** Tel. Litw. 1049/10. Breslau, Hannover, Stettin. Flaschenbiere laut Prospekte.

Manoli

Deutschlands führende
Zigarettenmarke

Truffrei



Wilmerdorfer
Gartenterrassen

Untergrundbahnhof Rüdeshheimer Platz
der neuen Bahn Berlin-Dahlem

Hochherrschaftliche Wohnungen

von 4 – 8 Zimmern, mit modernem Komfort
ausgestattet, sind jederzeit zu vermieten.